

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

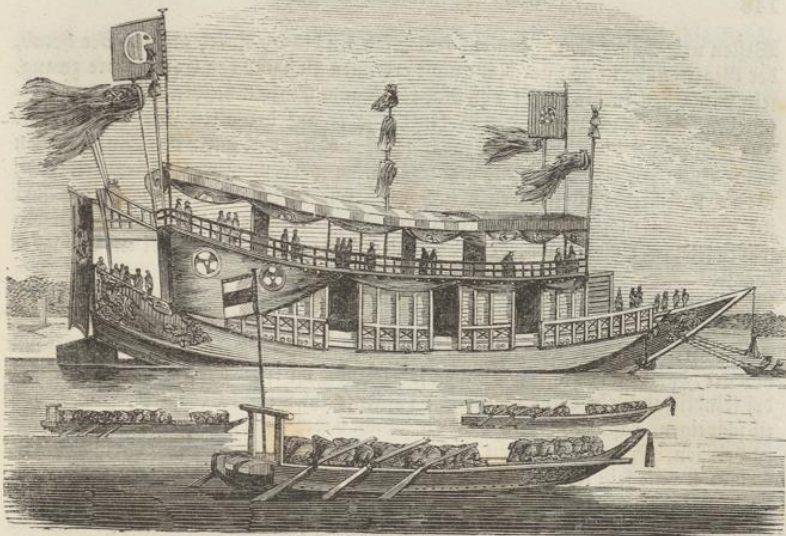
Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan

Steger, Friedrich Johann Heinrich Karl Wilhelm

Leipzig, 1861

V. Perry's zweite Fahrt nach Japan

[urn:nbn:de:bsz:31-260603](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260603)



Eine kaiserlich japanische Barke.

V.

Perry's zweite Fahrt nach Japan.

Dritter Besuch der Lintiu. — Zugeständnisse des Regenten. — Rückkehr in die Bucht von Jeddo. — Perry siegt über die japanischen Versuche, ihn nach Nagasaki zu schicken. — Feierliche Zusammenkunft mit kaiserlichen Bevollmächtigten. — Begräbniß eines Schiffsführers. — Ueberreichung der Geschenke des Präsidenten. — Die ersten Eisenbahnfahrten in Japan.

Am 8. Juli hatte Perry die Bucht von Jeddo erreicht, am 17. desselben Monats verließ er sie wieder. Das Resultat seines kurzen Aufenthalts war ein befriedigendes und er durfte mit Grund hoffen, daß der Kaiser auf den Brief des Präsidenten eine günstige Antwort ertheilen werde. Noch im Augenblick seiner Abfahrt erwies er der Schifffahrt einen Dienst, indem er die Inseln untersuchte, die am Eingange der Bai eine Linie bilden. Alle sind vulkanischen Ursprungs, haben eine runde Form und steigen gegen die Mitte hin zu einem Kegel auf. Die meisten sind mit dem reichen Pflanzenmantel dieser Breiten bedeckt.

Auf offenem Meer wurden die Schiffe von einem Sturm erfaßt, der drei Tage anhielt. Seine Wirkung auf das Meer war so stark, daß die Strömung, die bei den Lintiu vorbeigeht, eine entgegengesetzte Richtung annahm und gegen

Westen und Süden floß. Zugleich senkte sich ein dichter Nebel auf die See herab, der Gegenstände in nächster Nähe nicht erkennen ließ und den Commodore zwang, sein Einlaufen in die Bucht von Napa bis zum Eintritt bessern Wetters zu verschieben. Am Nachmittage des 25. Juli ging er auf der alten Stelle vor Anker. Die „Supply“, die er bei Napa zurückgelassen hatte, war durch den Sturm mitten in der Bucht wie eine Kuschale umhergeworfen worden. Ihre Offiziere erklärten, nie ein schlechteres Wetter erlebt zu haben. Sie berichteten, daß die Einwohner ihr Betragen nicht geändert hätten und so zurückhaltend wie zuvor geblieben wären; jedem Amerikaner, der das Land betreten, habe sich sofort ein Aufpasser zugesellt.

Dem mußte ein Ende gemacht werden. Der neue Regent wurde in einem Schreiben benachrichtigt, daß Perry einen freien, ungehinderten Verkehr mit dem Lande verlange. Der Markt müsse Jedermann geöffnet werden, schrieb der Commodore, damit man auf den Schiffen seine Auswahl treffen könne. Die dem Handel feindlichen Gesetze und Gebräuche paßten nicht mehr in die Zeit, ganz davon zu schweigen, daß der Regent nicht die Macht habe, sie gegen Fremde zur Geltung zu bringen. Er möge bedenken, daß Napa in kurzer Zeit ein Stellbichlein für viele fremde Schiffe sein werde, und sich daher von vorn herein in die veränderten Verhältnisse fügen. In Japan, nach dessen Beispiel er sich richte, habe man die Amerikaner freundlich empfangen, und der Abschluß eines Handelsvertrags stehe bevor. Fahre er fort, den Amerikanern Aufpasser folgen zu lassen, so möge er die daraus entstehenden bösen Folgen sich selbst zuschreiben. Endlich brauche man ein Gebäude für eine Kohlenniederlage, und werde er es entweder selbst bauen oder, wenn der Regent die Sache übernehme, Miethes dafür bezahlen.

Der Gemeindevorstand von Napa, dem dieses Schreiben übergeben wurde, übernahm die Beforgung desselben und brachte die Antwort des Regenten. Schang Hjung Hun willigte in eine Unterredung, die am 28. Juli im Kungwa von Napa stattfinden sollte. Er war pünktlicher als der Commodore, den er mit verlegenen und ängstlichen Mienen empfing. In der That steckte der arme Mann in einer argen Klemme. Schlug er die amerikanischen Forderungen ab, so mußte er sich eines Angriffs überlegener Kräfte versehen, bewilligte er sie, so stand ihm seine Absezung bevor. Sein sehr natürliches Bestreben, die Sache hinzuziehen, bis seine Gäste zur Abfahrt gezwungen seien, wurde durch Perry's Erklärung, daß er eine augenblickliche Entscheidung verlange, vereitelt. Er gab nun eine Antwort, deren ausweichender Charakter vorauszusehen gewesen war. Wie nur die Amerikaner von Aufpassern reden könnten! Es seien ja Beamte gewesen, die sich ihnen als Führer angeboten hätten. Daß ein freier Marktverkehr entstehe, wünsche Niemand lebhafter als der Regent, aber die Einwohner, namentlich die Franen, seien so schüchtern und würden keine Waaren bringen. Außerdem erzeuge die Insel wenig, ja sie sei in dem Grade arm, daß selbst die Anwesenheit Dr. Betelheim's Verlegenheiten hervorgerufen habe. Wie würde es da erst werden, wenn die Amerikaner eine Kohlenniederlage errichteten!

Perry ließ keine dieser Ausflüchte gelten. Seine Offiziere hätten die Insel

berest, entgegnete er, und er wisse daher, daß der Boden fruchtbar, die Bevölkerung fleißig und Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art vorhanden sei. Wolle oder könne man kein Gebäude für Kohlen errichten, so werde er bei seinem nächsten Besuche Bauholz mitbringen und den Bau durch seine Leute ausführen lassen. Die Aufpaffer dulde er unter keinen Bedingungen mehr, sollte auch Blutvergießen daraus entstehen. Erhalte er bis zum nächsten Mittag keine befriedigende Entscheidung, so setze er 200 Mann ans Land und nehme den Palast von Schudy so lange in Besitz, bis der Regent sich füge. Mit dieser Drohung entfernte er sich.

Zwei Stunden vor Ablauf der Frist war die Einwilligung des Regenten in alle Forderungen da. Die Kohlenniederlage werde bereits vorbereitet, schrieb der Regent, und in den nächsten Tagen solle ein Bazar eröffnet werden. Einwendungen wurden übrigens immer noch gemacht. Wer es verhindern könne, daß die Einwohner die Kohlen stählen? „Die Regierung“, antwortete Perry, „die jeden Verlust ersetzt muß.“ Aber die Teifuns, die an dieser Küste in wahrhaft furchtbarer Weise wütheten, würden Kohlen und Niederlage ins Meer werfen. Darauf wolle man es ankommen lassen, erwiederten die Amerikaner.

Als einige Offiziere einen Ausflug nach dem alten Schlosse Timaguško machten, überzeugten sie sich, daß das Späherwesen noch immer das alte sei. Allerdings wurden sie nicht umschwärmt, sobald sie das Land betraten, aber im nächsten Kungwa waren Beamte versammelt, welche sie mit Thee bewirtheten und sich ihnen als Führer angeschlossen. So gingen sie wie früher Aufpaffer an ihre Fersen. Der Bazar wurde von den Eingebornen gut versorgt. Sie brachten Bodenfrüchte in ganzen Haufen und außerdem solche Erzeugnisse ihrer Industrie, für die sie bei den Fremden das meiste Interesse voraussetzten, Haarnadeln, seidene Binden, Fächer, lackirte Sachen, Tabakspfeifen und eine Menge Tabak. Die Preise wurden höher, sobald die Einwohner bemerkten, wie begierig ihre Gäste nach Andenken von den Liukiu waren. Zuletzt mußte für jeden Artikel fast das Doppelte bezahlt werden. Wie man sieht, ist der nationalökonomische Satz, daß das Verhältniß des Angebots zur Nachfrage die Preise regle, ein natürliches Gesetz des Verkehrs, das sich selbst auf den Liukiu Geltung verschafft.

Die Kohlenniederlage wurde so rasch gebaut, daß sie gerichtet und wasserdicht eingedeckt war, ehe die Amerikaner absegelten. Eines der Schiffe, der „Plymouth“ unter Kapitän Kelly, blieb zurück, theils um die Einwohner bei ihrer neu angenommenen guten Gewohnheit eines freien Verkehrs zu erhalten, theils um Vermessungen der Liukiu und der Baily-Gruppe auszuführen. Durch die letztern wurde ermittelt, wie wenig zuverlässig die frühern Seefarten von diesen Gewässern sind. Man fand lange Klippenreihen, wo diese Karten ein sicheres Fahrwasser angeben. An der Ostküste der Liukiu-Gruppe wurde bloß eine einzige Bucht gefunden, welche als Zufluchtsort benützt werden kann. Alle andern Einbuchtungen der Küste sind unnütz, die meisten wegen der Korallenriffe, welche sie nach allen Richtungen durchsetzen, andere, weil sie dem Wind und Wogenschwalm ausgesetzt sind.

Commodore Perry wurde durch die Interessen des nordamerikanischen Han-

dels nach China gerufen. Die Zerwürfnisse mit England, Amerika und Frankreich, die in den verfloffenen Jahren eigentlich nie aufgehört hatten, waren augenblicklich vor den innern Unruhen, die der Aufstand der Mingleute gegen die herrschende Mandſchu-Dynastie hervorgerufen hatte, in den Hintergrund getreten. Man befürchtete in den Hafenplätzen, besonders in Kanton, einen allgemeinen Aufstand. Die ganze Umgegend des Perlflusses wimmelte von Dieben und Räubern, denen die politischen Zuckungen einen willkommenen Deckmantel darboten, und die Kraftmittel der Mandarinen waren ganz dazu geeignet, die Flamme zu schüren. Die amerikanischen Kaufleute wünschten unter diesen Umständen Kriegsschiffe in ihrer Nähe zu haben, und Perry mochte sich ihren Bitten um so weniger entziehen, als es in Japan augenblicklich für ihn nichts zu thun gab.

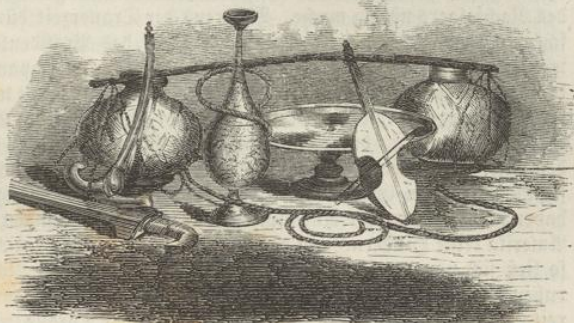
Auf dem Wege nach China begegnete man der lang erwarteten „Vandalia“. Der „Ponhattan“ wurde dagegen verfehlt, da er einen andern Kurs, durch die Straße von Formosa, genommen hatte. Im Perlflusse theilte Perry seine Schiffe. Die „Supply“, die den geringsten Tiefgang hatte, wurde auf den Ankerplatz vor Kanton geschickt, die meisten der andern Schiffe nahmen in Kum-sing-mun, dem Hafen der Opiumschiffe zwischen Makao und Hongkong, Stellung, Perry selbst ging nach Makao. Der letztere Ort gilt für so gesund, daß die in Kanton wohnenden Familien ihn im Sommer als Aufenthalt wählen. Die Amerikaner machten indessen die schlimmsten Erfahrungen. Das Krankenhaus, das sie einrichteten, wurde nie leer, und kaum ein Offizier und Matrose entging einem Fieberanfall. Auch Perry erkrankte in Folge der Anstrengungen, denen er sich hatte unterziehen müssen. Die „Supply“ litt merkwürdiger Weise gar nicht, obgleich Kanton ganz von Land umschlossen, von Reisfeldern umgeben ist und der Fluß damals weit aus seinen Ufern getreten war, so daß der Faktorei-Garten ganz unter Wasser stand. Trotz des Fiebers wurde in Makao angestrengt gearbeitet. Die Matrosen hatten mit den Schiffen und Vorräthen zu thun, die Offiziere zeichneten Karten, und Perry führte einen ausgebreiteten Briefwechsel. In Mußestunden besuchte Jedermann den Markt und kaufte Merkwürdigkeiten. Makao ist damit gut versehen, und seine Waaren hatten für die Amerikaner wegen ihres von dem japanischen abweichenden Geschmacks einen gewissen Werth. Auf dem nebenstehenden Bilde geben wir ein Beispiel von der Mannfaltigkeit, die durch das Zusammenströmen vieler Artikel auf den ostasiatischen Handels- und Hafenplätzen geboten wird.

Um keines seiner Schiffe entbehren zu müssen, miethte und bewaffnete Perry einen Dampfer, dem die Sorge für die Sicherheit der Amerikaner in Kanton anvertraut wurde. Er beschleunigte seine Abfahrt so viel als möglich, damit nicht Andere ihm in Japan zuvorkommen möchten. Er war Augenzeuge, wie die französische Fregatte „Constantine“ plötzlich mit versiegelten Befehlen in See stach, und hörte von einem russischen Geschwader, das, von Nagasaki kommend, in Schanghai vor Anker gegangen sei. Sobald daher der „Lexington“ mit den erwarteten Vorräthen angekommen war, ging Perry wieder unter Segel, ohne sich durch die furchtbaren Schilderungen abschrecken zu lassen, die man ihm von den

Stürmen, Nebeln und Sturzwellen der japanischen Gewässer in der schlechtesten Jahreszeit entwarf.

In derselben Stunde, die zur Abfahrt bestimmt war, traf ein Dampfschiff mit der Ueberlandpost ein. Unter seinen Briefschaften befand sich eine Depesche für Perry, in der das Marineministerium ihm den Befehl erteilte, eines seiner Kriegsschiffe als Schutz für die Amerikaner in China zurückzulassen. Nach reiflicher Erwägung beschloß Perry nicht zu gehorchen, weil jede Verminderung seines Geschwaders den Erfolg in Japan beeinträchtigen könne. Wenigstens diese Fahrt nach Jeddo sollten alle seine Schiffe mitmachen; später ließ sich eines von ihnen eher entbehren.

Der Kurs, dem man folgte, führte zu der Südspitze der Insel Formosa. Diese Spitze wird von einer reisend schnellen Strömung umflossen, die aus Nordosten kommt und vor der Ostküste an Geschwindigkeit abnimmt. Nach den sorgfältigen Beobachtungen der Amerikaner hat sie eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Golfstrom. Ein Sturm trat während der ganzen Fahrt nicht ein, und am 20. Januar 1854 erreichte das Geschwader Napa, ohne daß es von dem geringsten Unfall getroffen worden wäre.



Eine Wasserseife und andere Geräthschaften Ostasiens.

Das Benehmen der Bewohner war ein durchaus verändertes. Die Beamten lieferten Alles, was man bei ihnen bestellte, und nahmen ohne Widerstreben Geld dafür; die Bevölkerung war nicht mehr zurückhaltend und zeigte sich zu einem freundlichen Verkehr geneigt. Es kam nicht mehr vor, daß die Männer beim Anblick der Fremden sich entfernten, und selbst die Frauen, die auf dem Markte feil hielten, blieben in ihren Buden und setzten ihre Beschäftigung fort, ohne die Amerikaner scheinbar zu beachten.

Der Regent allein suchte jede Berührung möglichst zu vermeiden und benutzte dazu sein altes Mittel der Winkelzüge. Die ruhige Energie Perry's kam indessen auch bei ihm zum Ziel. Wie Schang Hjung Hun sich auch drehen und wenden mochte, er mußte die Fremden dennoch abermals in seinem Palast zu Schudy aufnehmen. Dort ging Alles eben so zu, wie bei dem ersten Besuche, nur mit dem Unterschiede, daß die Amerikaner beim Abschiede rothe Marken erhielten, für die sie sich in Napa Erfrischungen oder Waaren geben lassen sollten. Das war also eine Ausdehnung der Gastfreundschaft über die Schwelle des Palastes hinaus.

Die Münzen, die er sich erbat, bekam Perry auch diesmal nicht. Man nahm die fünfzig Dollars an, die er in Schudy hinterlegte, gab sie ihm aber nach wenigen Tagen zurück, weil es unmöglich gewesen sei, japanische Münzen aufzutreiben. Die Beamten wiederholten, daß die Ausfuhr von gemünztem Gelde aus Japan verboten sei, und daß man sogar das Gold und Silber, das zu den Haarnadeln gebraucht werde, aus China einführen müsse.

In China hatten die Amerikaner von den Offizieren des russischen Geschwaders gehört, daß der Siogun bald nach der Zusammenkunft bei Uraga gestorben sei. Während des Aufenthalts in Napa wurde diese Nachricht durch ein amtliches Schreiben Duymaer van Twist's, Generalstatthalter's vom niederländischen Indien, bestätigt. Die Holländer in Nagasaki waren von den japanischen Behörden erjucht worden, ihren amerikanischen Freunden vorzustellen, daß dieses Ereigniß nach den Sitten und Gebräuchen des Landes viele und zeitraubende Trauerfeierlichkeiten und nicht minder eine Menge von Vorbereitungen für die Thronbesteigung des Nachfolgers nöthig mache. Während der Trauerzeit dürfe kein wichtiges Geschäft vorgenommen, mithin auch der Brief des Präsidenten nicht beantwortet werden. Ehe dies geschehen, müßten alle Statthalter Japans um ihre Meinung befragt und einer nach dem andern nach Jeddo beschieden werden, wobei wieder viel Zeit vergehe. Perry hielt die Nachricht vom Tode des Kaisers für falsch, für eine japanische List, durch die seine Rückkehr ins Ungewisse hinausgeschoben werden solle. Er antwortete daher, daß die gegenwärtigen Machthaber in Japan die freundschaftlichen Gesinnungen der Nordamerikaner genugsam kennen gelernt haben würden, um der Anknüpfung näherer Verbindungen zwischen Japan und Amerika keine Hindernisse in den Weg zu legen. War die Nachricht eine wahre, so ließ sich von der japanischen Aengstlichkeit, jeden möglichen Vorwand zu Unruhen zu beseitigen, nicht voraussetzen, daß man über Trauerfesten und Vorbereitungen der Thronfolge die Neubefezung des Throns einen Augenblick lang versäumen werde. Japan hatte gewiß längst wieder einen Kaiser und die Geschäfte gingen ihren gewohnten Gang fort.

Die Fahrt von den Liukiu nach Japan war eine kurze und angenehme. Man untersuchte auf dieser Fahrt die nördlichen Liukiu und zwei Inseln, denen der Franzose Guerin, Befehlshaber der „Sabine“, der für ihren Entdecker gelten kann, den Namen der Kleopatra-Inseln gegeben hat. Sie liegen unter 28° 48' nördl. Br. und 128° 59' östl. L. Beide liegen nahe bei einander und sind klein und unbewohnt. Viele Spuren deuten auf ihren vulkanischen Ursprung hin, namentlich die Krater, die man an der Spitze jedes der beiden Berge, welche die Mitte jeder Insel bilden, wahrnimmt.

Chosima, die Hauptinsel der nördlichen Gruppe, hat einen Umfang von 33 Meilen und gleicht mit seinen Bergen und seinen reichen grünen Thälern Groß-Liukiu. Es soll dicht bevölkert sein und viele Städte, Dörfer und gute Häfen besitzen. Ein Christ hat diese Insel nie betreten. Inwiefern die Macht des Regenten zu Schudy sich über sie erstreckt, ist nicht bekannt. Chosima wird in derselben Lage wie die übrigen Liukiu sein und unter japanischer Oberhoheit stehen. Mit

der südlichen Gruppe der Liukiu, die bei den Japanern *Mijako-Sima* heißt, wurden die Amerikaner durch die Fahrten ihrer Fregatte „Saratoga“ näher bekannt. Die dortigen Einwohner sind im Aeußern, in der Sprache, den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung von Groß-Liukiu völlig gleich. Die Verwaltung führen Beamte des Regenten zu Schudy, mit denen in Gemäßheit der japanischen Politik oft gewechselt wird. Die geographische Lage aller Liukiu, die von Formosa bis zum eigentlichen Japan eine Inselkette bilden, scheint ausdrücklich dazu bestimmt zu sein, einen Verkehr zwischen Japan und China zu ermöglichen. Die unerfahrenen japanischen Schiffer können von Insel zu Insel fahren und finden an der Seeküste immer einen Hafen, der ihren gebrechlichen Fahrzeugen eine Zuflucht gewährt. Nach Siebold hat Japan von den Liukiu eine Einnahme im Werth von fast einer Million Thaler.

Am 11. Februar wurde der Eingang der Bai von Jeddo erreicht, wo man in der Nacht einen heftigen Sturm zu bestehen hatte, vor dem indessen eine Insel ziemlich schützte. Die alten bekannten Ufer hatten jetzt einen andern Charakter. Man hatte sie im vollsten Schmuck des Sommers gesehen, und nun trugen sie ihr Winterkleid. Die schönbewaldeten Schluchten hatten ihr Laubwerk verloren, die Dörfer, die sich früher so reizend hinter Gebüsch versteckt hatten, hoben sich mit scharfen Umrissen von dem nackten Boden ab. Die Felder sahen braun und düster aus, die Berge im Hintergrunde waren mit Schnee bedeckt, und der Fuji-Zama bildete eine ungeheure Pyramide, an der Wolken im eiligen Zuge vorbeisagten. Diesen Eindruck empfing das Auge, während der ganze Körper durch die kalte unfreundliche Luft an den Unterschied zwischen dem jetzigen und dem frühern Besuch erinnert wurde.

Die Amerikaner fuhren mit einem stattlichen Geschwader in der Bucht aufwärts. Sie hatten drei Dampfer: „Powhattan“, „Susquehanna“, „Mississippi“, und vier Segelschiffe: „Lexington“, „Vandalia“, „Macedonian“ und „Southampton“. Fürchteten die Japaner diese Streitmacht, der sie nichts entfernt Aehnliches entgegenzusetzen vermochten, so gaben sie sich wenigstens nicht den Anschein. Sie suchten die Schiffe wie früher mit Booten zu umzingeln und beobachteten sie, als sie davon absteigen mußten, aus der Ferne. Perry fuhr bis zu dem äußersten Ankerplatze, den er im vorigen Sommer benutzt hatte, und nahm sogleich seine Sondirungen wieder auf. Gegen beides machten die japanischen Beamten, deren Besuch nicht auf sich warten ließ, die lebhaftesten Vorstellungen. Zuerst schlugen sie Uraga als Ort für die Unterhandlungen vor, und als Perry diesen Hafen als zu unsicher bezeichnete, nannten sie Kamakura, eine noch weiter unten liegende und geradezu gefährliche Riede, offenbar in der Voraussetzung, daß die Amerikaner von zwei Nebeln das kleinere wählen und sich Uraga gefallen lassen würden. Dies war freilich nicht der Fall, und Perry sprach sogar von einer Fahrt nach Jeddo, wo sich am bequemsten unterhandeln lassen werde. Unaufhörlich boten die Beamten Erfrischungen an, aber als Geschenke, für die keine Bezahlung angenommen werden könne. Daß alle ihre Vorstellungen keine Beachtung fanden, alle ihre kleinen Mittel ohne Erfolg blie-

ben, hatte auf ihre Unermülichkeit keinen Einfluß. Weil die Amerikaner doch einmal in einem schwachen Augenblicke nachgeben konnten, zeigte sich täglich irgend ein Japaner, bald um sich nach dem Befinden des Commodore zu erkundigen, bald um Zuckerwerk zu überbringen, oder Vorräthe für die Mannschaft anzubieten, bald um zum hundertsten Mal zu fragen, ob die Amerikaner die Küste auch wirklich nicht betreten würden, ja einmal sogar um Knöpfe zurückzustellen, die ein muthwilliger Marinesoldat in ihr Boot geworfen hatte. Ob der Kaiser gestorben sei, ließ sich durch Fragen an die Beamten nicht ermitteln. Einmal erwähnte Kapitän Adams geradezu des Gerüchts, welches sich in China verbreitet, daß eine hohe Person gestorben sei, und wünschte zu wissen, ob die Sache sich so verhalte. „Ja“, antwortete der Beamte, „vor kurzer Zeit ist eine sehr hohe Person gestorben.“ „Welchen Rang bekleidete der Verstorbene?“ fragte Adams weiter. „Er war ein Fürst“, lautete die Antwort.

Die große Sorge der Japaner war die, daß die Zusammenkunft in Uraga stattfinden würde. Auf diesen Punkt kamen sie immer wieder zurück und Uraga war ihr drittes Wort. Um Perry willfährig zu machen, gaben sie in einer minder wichtigen Sache nach und nahmen für die Gemüse, Zuckersachen, Eier und Hühner, die sie in Menge brachten, Gegengeschenke an. Perry blieb aber unbewegsam. „Ich war überzeugt“, sagt er in seinem Bericht an den Marineminister, „daß meine Nachgiebigkeit bei den Japanern den Glauben erweckt haben würde, sie hätten einen Vortheil über mich davongetragen. Hätten Sie an einem einzigen Beispiel gesehen, daß ich von gefaßten Entschlüssen abzubringen sei, so würden sie bei den schwebenden Unterhandlungen durch Hartnäckigkeit zu siegen versucht haben. Es war daher eine richtige Politik, daß ich unter allen Umständen fest blieb und lieber den Schein eines unverständigen Eigensinns als den einer schwachen Nachgiebigkeit auf mich lud. Ich wußte, daß der Eindruck, den ich dadurch machte, auf den Gang der fernern Unterhandlungen von Einfluß sein würde.“

Am 21. Februar war man noch nicht weiter: Perry erklärte wie immer, die erhaltenen Befehle nöthigten ihn, nach Jeddo zu gehen, und die Japaner antworteten wie immer, ihr Kaiser habe Uraga für die Unterhandlungen bestimmt. An jenem Tage willigte Perry ein, Kapitän Adams nach Uraga zu schicken, damit er dem dort anwesenden Würdenträger seine schriftliche Erklärung, daß er nicht in Uraga unterhandeln werde, überreiche. Adams fuhr mit der „Bandalia“ ab, konnte jedoch erst am nächsten Tage landen, da ein heftiger Sturm eine Annäherung an die Küste gefährlich machte. Die amerikanischen Einwendungen gegen die Wahl von Uraga wurden dadurch gerechtfertigt.

Für die Zusammenkunft war nach Landesitte ein besonderes Gebäude errichtet worden, eine große Halle, funfzig Fuß lang und vierzig Fuß breit. Der Fußboden war mit weichen und feinen Matten belegt, und in einiger Entfernung von den Wänden zogen sich lange Bänke hin, die eine Decke von rothem Stoff hatten und vor denen Tische, mit seidene Krepp behangen, standen. Die Amerikaner wurden eingeladen, sich auf die linke Seite zu setzen, die in Japan für den Ehrenplatz gilt. Bald darauf schob sich ein Vorhang zur Seite, der eine Thür be-

deckte, und drei japanische Beamte traten ins Zimmer. Der vornehmste von ihnen, der die Unterhandlung führte, war Hajaschi, Fürst von Daigaku. Er nahm mit seinen beiden Begleitern Platz. Die Soldaten die sein Gefolge bildeten, knieten hinter ihm nieder, und dieselbe Stellung nahmen vor ihm die Dolmetscher wie die Beamten an, welche die Amerikaner von der „Bandalia“ abgeholt hatten. Diese Scene ist es, welche unser Bild darstellt.

Durch seine würdige Haltung, sein reichgesticktes seidenes Kleid, seine verständigen, wohlwollenden Züge, seine feinen Manieren wurde der Fürst zu einer



Empfang der Deputation zu Uraga.

gewinnenden und imponirenden Erscheinung. Nach der Begrüßung wurden die Meinungen ausgetauscht, die auf beiden Seiten dieselben geblieben waren. Obgleich Adams hinsichtlich der Gefährlichkeit des Ankerplatzes vor Uraga sich auf seine frischen Erfahrungen vom gestrigen Tage berufen konnte, blieben die Japaner mit unerschütterlicher Ruhe dabei, daß die Bucht sicher sei, wovon er sich selbst überzeugen werde, wenn er sie mit dem Senkblei untersuche. Als der Fürst sich auf einige Zeit entfernt hatte, um Perry's Brief in Betracht zu ziehen, wurden Erfrischungen gereicht: Thee, Kuchen, Kandis, verschiedene Früchte und Saki. Während dieser Pausekehrte das unerschöpfliche Thema Uraga wieder. Gleich-

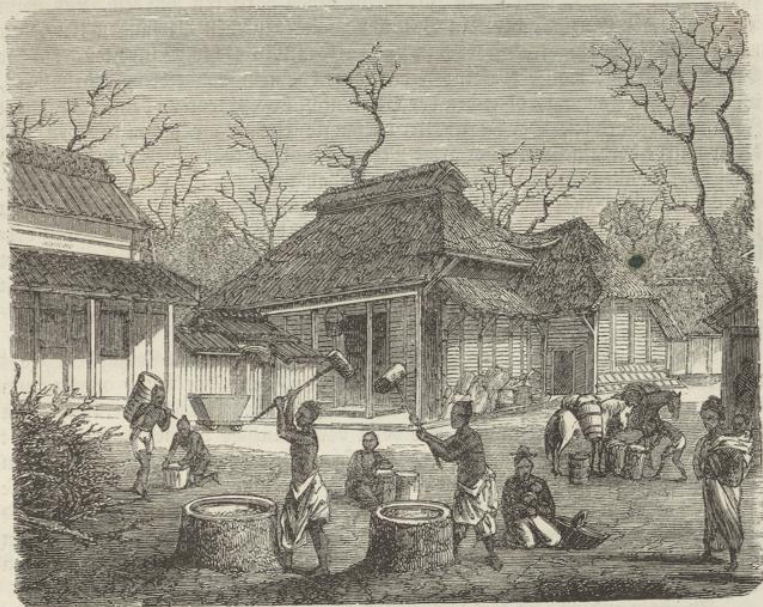
jam zur Belohnung für die Willfährigkeit, die man von ihnen erwartete, wurde den Amerikanern versprochen, daß der Vertrag in einem einzigen Tage zu Stande kommen werde, falls sie nach Uraga kämen. Als der Fürst zurückkehrte, erklärte er, daß die Antwort auf Perry's Brief, da verschiedene der höchsten Beamten zu Rathe gezogen werden müßten, erst in drei bis vier Tagen erfolgen könne. Die Amerikaner verabschiedeten sich nun, und man gab ihnen Alles, was sie nicht gegessen hatten, in Papier eingewickelt mit. Am Einschiffungsplatze entstand ein längerer Aufenthalt, da die hochgehende See das Besteigen der Boote nicht sogleich gestattete. Die Amerikaner glaubten die Umgebung mustern zu können, aber sie irrten sich. Man hatte den ganzen Platz mit acht Fuß hohen baumwollenen Schirmen umgeben, welche alle Aussicht in der Nähe benahmen. Die fernern Hügel waren sichtbar und zeigten sich dicht mit Männern, Frauen und Kindern besetzt. Als man sich endlich einschiffte, wurde ein neuer Vorzug der japanischen Boote, deren schnellere Fortbewegung man bereits kannte, offenbar. In den amerikanischen Booten wurden Alle durch das Wasser, das von den Rudern ausspritzte, ganz und gar durchnäßt, die in den japanischen Booten Sitzenden blieben trocken.

Am folgenden Tage, während dessen die „*Vandalia*“ ihren Ankerplatz vor Uraga nicht verließ, erhielt man einen Besuch von Kayama. Auf dem amerikanischen Geschwader war bereits die Ansicht verbreitet, daß der wackere Statthalter von Uraga wegen seiner Freundlichkeit gegen die Fremden verhaftet worden sei, und man freute sich daher um so mehr, als er selbst erzählte, daß er bloß durch Krankheit und Geschäfte bisher ferngehalten worden sei. Er kam, wie er sagte, um den Amerikanern aus freiem Antriebe Vorstellungen über ihre Hartnäckigkeit zu machen. Man kannte jedoch die japanische Taktik jetzt genau genug, um zu wissen, daß er das alte Thema Uraga im Auftrage seiner Regierung anregte. Er bestätigte diese Annahme mittelbar, indem er eine Antwort auf Perry's Brief für den folgenden Tag (24. Februar) anmeldete. Die Antwort kam und wiederholte lediglich, daß die Verhandlungen in Uraga geführt werden müßten. Hajaschi berief sich gewissermaßen auf das Gefühl des Commodore für Billigkeit und Schicklichkeit. Niemand streite ihm das Recht ab, nach Jeddo zu segeln, wie es dem europäischen und amerikanischen Gebrauch angemessen sei, aber er möge doch bedenken, daß in Uraga bereits ein Gebäude errichtet worden sei, und seine freundliche Gesinnung dadurch beweisen, daß er die Befehle des Kaisers und die Wünsche seiner Diener berücksichtige.

Zenes Schreiben Hajaschi's traf den Commodore nicht mehr auf seinem alten Ankerplatze. Die langen Unterhandlungen hatten Perry ungeduldig gemacht, und da die Japaner ihn nach Uraga hinzwingen wollten, indem sie erklärten, dort allein Holz und Wasser liefern zu können, so wollte er ihnen zeigen, daß er Gleiches mit Gleichem zu vergelten entschlossen sei. Er segelte daher mit seinen Schiffen in der Bucht aufwärts, bis er einen Punkt erreichte, wo man vom Mastkorbe aus Jeddo erblickte. Er war der Hauptstadt so nahe, daß er in der Stille der Nacht das Läuten ihrer Glocken hörte. Diese drohende Bewegung gab den Ausschlag. Mit einem Male ließen die Japaner Uraga fallen und willigten ein, daß die An-

terhandlungen in Joku-Hama, einem Ort der Küste, vor der Perry ankerte, abgehalten würden. Volle zehn Tage hatte der Streit gedauert, ehe die größere amerikanische Entschlossenheit die japanische besiegte.

Raum hatten die Japaner nachgegeben, so begannen sie sofort auf der Küste ein Gebäude für die Zusammenkunft zu errichten. Ganze Schwärme von Arbeitern waren dabei thätig, und man sah ihnen mit Vergnügen zu, wie sie Balken und Breter herbeischleppten und das Werk so rasch förderten, daß die äußern Umrisse des Baues bald zu erkennen waren. Die Amerikaner brauchten auch einen



Hof eines japanischen Landguts.

Landungsplatz, und mehrere ihrer Offiziere gingen ans Land, um dort zu zeigen, wie man ihn zu errichten habe. Sie gingen dabei etwas weiter, als eigentlich nöthig war, betraten auch den Hof eines nahegelegenen Landgutes und zeichneten ihn in dem Bilde ab, das wir mittheilen.

Sogleich erschien Kayama auf dem Flaggenschiff, um voll Angst zu bitten, daß kein Amerikaner die Küste betreten möge, weil Unruhen entstehen könnten. Perry beruhigte ihn durch das Versprechen, daß ein solcher Besuch nicht wieder vorkommen sollte.

Auf dem amerikanischen Geschwader befand sich ein Japaner, der Matrosen-

Dienste verrichtete und der übrigen Mannschaft, die ihm den Namen Sam Patch, zu deutsch Hans Narr, gegeben hatte, unendlichen Spaß machte. Er gehörte ursprünglich zu einer Dschunke seines Landes, die ein Sturm weit ins Meer verschlagen hatte und deren aus sechzehn Köpfen bestehende Bemannung ein amerikanischer Kauffahrer aufgenommen hatte. Die Japaner waren nach San Francisco gebracht worden, wo sie ein Jahr lang an Bord eines Zollkutters gelebt hatten. Schließlich hatte man sie an den „Susquehanna“ abgegeben und mit diesem Schiffe waren sie nach China gesegelt. Bei der Abfahrt nach Jeddo blieben funfzehn in Makao, weil sie in Japan ihr Leben verlieren würden, und Sam Patch war der Einzige, der sein Vaterland wiederzusehen Verlangen trug. Er war als Matrose eingetragen worden und hatte mithin nichts zu fürchten. In der Bucht von Jeddo wollte er seine Freunde von seinem Schicksal benachrichtigen, und so erfuhr Kayama, ohne den der Brief nicht bestellt werden konnte, daß ein Japaner an Bord sei. Der Statthalter verlangte seinen Landsmann zu sehen, und dieser wurde herbeigeholt. Der arme Mensch kam halb todt vor Furcht herbei und warf sich, an allen Gliedern zitternd, vor Kayama der Länge nach auf den Boden. So oft man ihm auch wiederholte, daß er als amerikanischer Matrose nichts zu fürchten habe, beruhigte er sich nicht eher, als bis der Statthalter das Schiff verlassen hatte. Welchen Einbild in die tyrannische Behandlung der untern Klassen gewährt diese knechtische Furcht eines Matrosen, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß eine höhere Macht sein armseliges Fahrzeug ins weite Weltmeer verschlagen hatte!

Die Untersuchungen der Bucht mit dem Senkblei waren fleißig fortgesetzt worden. Am 4. März mußte man sie aussetzen, denn der Wind wurde zum Sturm und peitschte die Wellen der Bucht hoch empor. Solche Unterbrechungen hatten schon öfter stattgefunden, wie denn der japanische Winter sich überhaupt im unliebenswürdigsten Licht zeigte. Häufig regnete es, zuweilen wirbelte ein Schneesturm über die Bucht, und die Kälte wurde um so empfindlicher, als sie immer in Verbindung mit Nässe auftrat. Wie die halbnaekten Japaner Wind und Wetter auszuhalten vermochten, würde unbegreiflich gewesen sein, wenn man nicht die harten Arbeiten gesehen hätte, durch die ihr Blut in Umlauf erhalten wurde.

In einen andern Ort der Zusammenkunft hatten die Japaner gewilligt, aber sie wollten nun auch genauer wissen, was von ihnen gefordert werden würde. Um das zu ergründen, wurde der Statthalter von Uruga zum Geschwader geschickt. Alles, was er sagte, lief darauf hinaus, daß die Amerikaner sich auf einen Verkehr mit Nagasaki beschränken müßten. „Wie viel Kohlen werdet Ihr jährlich brauchen?“ war seine erste Frage. Man antwortete ihm, das lasse sich nicht so genau bestimmen, denn in einem Jahre würden weniger, in einem andern mehr Schiffe anlegen. „Aber Ihr braucht vor allen Dingen einen Hafen“, fuhr er fort, „in dem Kohlen bequem eingeladen werden können.“ „Allerdings“, antwortete Kapitän Adams, „und ein Hafen an der Südküste von Nippon wäre uns der liebste.“ Sogleich beehrte sich Kayama zu erklären, daß die meisten und besten

Steinkohlen, von denen die Japaner allerdings selten Gebrauch machten, auf Kjusiu gefunden würden; von Kohlen auf Nippon wisse er nichts, und auf Sikofo gebe es ganz bestimmt keine. Er war nun bei dem Punkte, der ihm am Herzen lag, und rühmte zur weitern Empfehlung von Nagasaki, daß es dort Schweine, Kinder, Schafe, Geflügel, Weizen und Gemüse im größten Ueberflusse gebe.

Von den Schiffen aus konnte man sehen, wie die Japaner das zur Zusammenkunft bestimmte Gebäude, von den Amerikanern gewöhnlich Vertragshaus genannt, fertig bauten und dann ausschmückten. Es bestand aus rohem Fichtenholz, hatte ein spitzes Dach und nahm einen bedeutenden Raum ein. Die äußern Wände waren mit dunklem Tuch bekleidet, auf das man in hellen Farben Wappen gestickt. Zu beiden Seiten des Einganges erhoben sich zwei Masten, von denen lange weiße Flaggen, mit einem rothen Querstreifen in der Mitte, herabhingen. Oben auf der Dachspitze war eine lange Stange aufgezplant, die an ihrem Ende in eine runde Verzierung auslief, an der eine schwere seidene Troddel befestigt war. Der Platz vor dem Gebäude war wie gewöhnlich von Tuchschrmen, welche diesmal eine gelbe Farbe hatten, eingehegt und sah wie der Hof eines Gefängnisses aus.

Am 8. März, dem zur Zusammenkunft bestimmten Tage, vergaß man bei dem Anblick des bunten Lebens auf der Küste den winterlichen Charakter der Landschaft, die an diesem Tage überdies vom hellsten Sonnenlicht bestrahlt wurde. Am Vertragshause wurden die letzten Arbeiten vorgenommen, und vor ihm machten Soldaten mit glänzend gefirnigten Hüten, blinkenden Speeren und wehenden Bannern unter den Klängen ihrer Musik verschiedene Uebungen. Aus allen den Dörfern und Städten, die am Ufer der Bucht eine bloß von felsigen Vorgebirgen unterbrochene Linie bilden, waren Menschen herbeigeströmt. Sie drängten sich an den Schranken, die einen Platz in der Nähe des Landungsplatzes frei hielten, und wurden von Beamten mit Mühe in Ordnung gehalten.

Nicht lange und von der nahen Stadt Kanagawa stieß eine kaiserliche Barke ab, welche die Bevollmächtigten trug. Die Abbildung am Anfange dieses Abschnittes stellt dieselbe dar. Eine fast unzählbare Menge von japanischen Barken aller Art, jede mit einer großen Troddel an der Spitze und mit einer viereckig gestreiften Flagge am Steuerruder, gab dem Staatsschiff das Geleit oder hatte sich in der Bucht aufgestellt. In einiger Entfernung von der Küste bestiegen die Bevollmächtigten andere Boote, landeten und begaben sich in das neue Gebäude.

Da Perry die Wichtigkeit eines möglichst stattlichen Auftretens kannte und auf die ceremoniellen Japaner einer günstigen Eindruck machen wollte, so hatte er Alles zu einer großen Schauffellung eingerichtet. Seine Schiffe, deren jetzt neun waren, bildeten vor dem Ufer eine Linie, Offiziere, Matrosen und Marinesoldaten hatten ihre besten Uniformen angelegt, und 27 Boote waren bereit, das aus 500 Personen bestehende Gefolge aufzunehmen. Die Offiziere, Matrosen und Soldaten landeten zuerst und stellten sich am Ufer auf. Nun bestieg Perry, von siebzehn Kanonenschüßen begrüßt, sein Boot und ließ sich zur Küste rudern. Die Scene der Landung stellt das beigefügte Tonbild dar. Als er den Fuß aufs Land

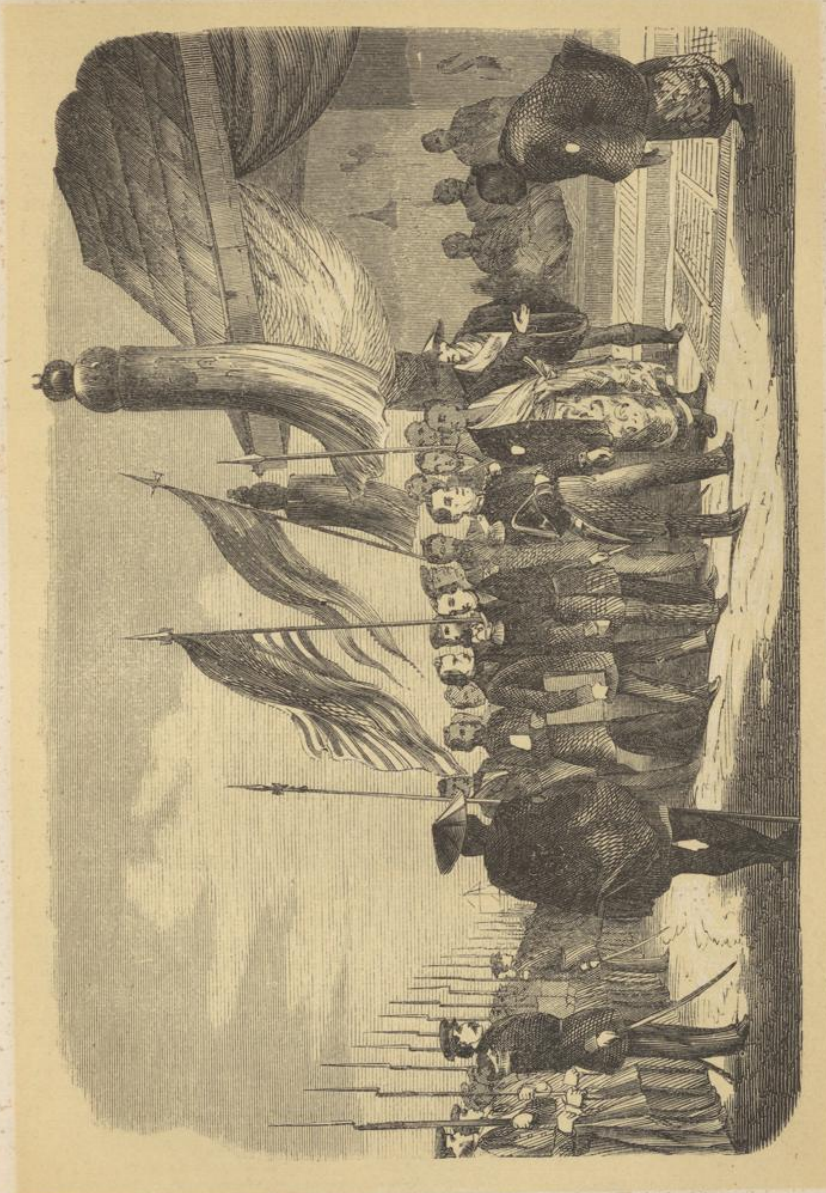
setzte, präsentirten die Soldaten das Gewehr, die Musik spielte einen lebhaften Marsch und die Boote feuerten aus ihren Haubitzen 21 Schüsse. Die Mannschaften blieben am Ufer zurück. Die Offiziere folgten in einer langen Linie.

Das Zimmer, in das Perry zuerst geführt wurde, hatte eine ähnliche Einrichtung wie die Halle in Gorihama erhalten. Dicke Matten von Reisstroh bedeckten den Fußboden, lange und breite Bänke, die mit rothem Tuch bedeckt waren, zogen sich an den Wänden hin, und vor ihnen standen eben so geschmückte Tische. Die Fensterscheiben wurden durch gelbtes Papier ersetzt, das ein mattes Licht erzeugte, während zahlreiche kupferne Becken mit glühenden Holzkohlen eine angenehme Wärme verbreiteten. Auf den Tapeten, die an den Wänden hingen, waren Bäume und Thiere verschiedener Art, namentlich Vögel abgebildet. Der Kranich lehrte auf diesen Gemälden am häufigsten wieder, und die Maler schienen ihre Kunst dadurch haben zeigen zu wollen, daß sie den langen Hals dieses Vogels in allen möglichen Verrentungen darstellten. Auf unserm Bilde, das Perry's Eintritt in die Halle darstellt, sieht man auch Kraniche als besonders hervortretenden Tapetenschmuck.

Nachdem man den Amerikanern wie früher in Gorihama den Ehrenplatz zur Linken angewiesen hatte, traten die kaiserlichen Bevollmächtigten ein und setzten sich zur Rechten. Von diesem Augenblicke an blieben alle übrigen anwesenden Japaner auf ihren Knien. Der Unterhändler waren fünf, ihre Schreiber und Dolmetscher nicht mitgerechnet. Hajaschi war ohne Zweifel der vornehmste unter ihnen, denn an ihn richteten die Unterbeamten ihre Worte allein. Er war ein Mann von etwa 55 Jahren mit einem hübschen Gesicht, dessen ernster und fast herrischer Ausdruck durch ein gutmüthiges Auge und ein höfliches Lächeln gemildert wurde. Ido, Fürst von Tsusima, schien 50 Jahre alt zu sein und fiel durch die Lebhaftigkeit seiner Züge wie durch die Wohlbeleibtheit seines langen Körpers auf. Der dritte und jüngste der Fürsten, Mimafaki, war der hübscheste von allen und zugleich der lebhafteste. Wenn die Musik der Amerikaner spielte, gerieth er in die lebhafteste Bewegung und schlug mit Händen und Füßen den Takt. Nach der Behauptung der Dolmetscher war er einem lebhaften Verkehr mit dem Ausland am meisten geneigt. Der vierte Bevollmächtigte Uono war kein Fürst, aber ein Beamter vom höchsten Range, ein Mitglied der obersten Steuerbehörde. Er war hochgewachsen und seine stark ausgeprägten Züge trugen den mongolischen Ausdruck. Welchen Rang der fünfte und letzte Bevollmächtigte, Matsufaki Michitari, einnehme und welche Rolle er bei der Zusammenkunft spiele, wurde den Amerikanern nicht gesagt. Er hielt sich von den übrigen vier fern und neben ihm kauerte ein Schreiber, der ununterbrochen Bemerkungen eintrug. Matsufaki schien mindestens 60 Jahre zu zählen und hatte einen langen, abschreckend magern Körper. Sein häßliches, mürrisches Gesicht war mit einer gelben Haut bekleidet und sah dann besonders abstoßend aus, wenn Matsufaki es verzerrte, um mit seinen kurzächtigen Augen besser zu sehen. Nach dem bekannten System der Japaner ist es mehr als wahrscheinlich, daß diese Vogelscheuche als Aufpaffer anwesend war.

en lehrte
Männlich
e.
nliche Ein
eisirre be
aus behet
schmitt
ein matts
goblen ein
den fängt
ildet. Der
der Schien
jes Bogda
es Perry's
mortetate

Hrenlas
ein und
anwejen
über und
nige unter
war ein
und tot
in ge
und fid
langen
üßföstu
spielte,
gen den
fehr mit
ar kein
Steuers
gen den
chtigte,
spiele,
rn und
intrag
en, ab
gelben
es ver
tanten
sche als



Commodore Perry's Zusammenkunft mit den Kaiserlichen Gesandten in Yokohama.

ten ein
Unter
und für
wollen
sich mo
tenen de
Unter
Aerme
den Für
denen de
tragen ei
ein Zei
De
Die Jag
genay,
strengen
höhern
oder kö
wertom
Gelen
einer
württ
Comm
Menge
schöpre
Stamm
in ein
das gr
sind ver
sein sch
In
eine Pa
identen
Staat
Charakt
geben
und in
gen un
andere
Lyon
etc

Mit ihrem Ernst und ihrer würdevollen Haltung machten die Bevollmächtigten einen Eindruck, der durch ihre Staatsstracht gesteigert wurde. Alle trugen ein Unterkleid, das mit einer römischen Toga viel Aehnlichkeit hatte, und sehr weite und kurze Beinkleider von gemusterter Seide, an die sich weiter unten weiße baumwollene oder wollene Strümpfe anschlossen, die bis über die Knöchel hinauf gestickt waren. Die Füße steckten in Sandalen, und eines der beiden Bänder, mit denen die Lehtern befestigt waren, trennte die große Zehe von den übrigen. Das Unterkleid ward bedeckt von einem weiten Obergewand mit tief herabhängenden Ärmeln, das aus gestickter Seide bestand und wie ein Priesterrock aussah. Ueber den Hüften war es mittelst eines Gürtels befestigt, der die zwei Schwerter trug, zu denen die japanischen Vornehmen berechtigt sind. Die drei Fürsten, und sie allein, trugen eine weiße Weste, die auf der Brust etwas sichtbar wurde. Diese Weste ist ein Zeichen des höchsten Ranges und kommt blos dem Kaiser und den Fürsten zu.

Der übliche Austausch von Höflichkeiten nahm die ersten Minuten hin. Die Japaner hatten in dieser Beziehung weit mehr zu leisten als ihre Gäste. Nicht genug, daß sie die Amerikaner zu begrüßen hatten, mußten sie auch unter sich den strengen Forderungen ihrer Etikette Genüge leisten. Jeder Beamte, der einem höhern seine Ehrfurcht bezeugte, empfing seinerseits von einem niederen dieselben oder ähnliche Huldigungen. Die Verbeugungen und Körperwindungen, die dabei vorkommen, erfordern eine Geschmeidigkeit der Muskeln und eine Biegsamkeit der Gelenke, die ohne eine lange Uebung von Jugend auf nicht möglich wäre.

Dieses Vorspiel endete damit, daß einer der knieenden Beamten, nachdem einer der Bevollmächtigten ihm leise einige Worte gesagt hatte, sich etwas seitwärts bog und einem Dolmetscher einen Befehl ertheilte. Dieser fragte, wie Commodore Perry sich befinde, und nun folgte auf die stummen Komplimente eine Menge mündlicher Höflichkeiten. Als auch dieser Regel japanischer Etikette in erschöpfender Weise Genüge geleistet worden war, ging man zum eigentlichen Gegenstande der Zusammenkunft über. Ehe dies geschah, begaben sich beide Theile in ein anstoßendes kleineres Gemach, das also das Geschäftszimmer war, während das größere Zimmer, in dem man sich bis jetzt befunden hatte, einen Empfangssaal vorzustellen und zur Erledigung der einleitenden Ceremonien bestimmt zu sein schien.

In diesem kleinern Zimmer überreichten die japanischen Bevollmächtigten eine Papierrolle, welche die Antwort des Kaisers auf das Schreiben des Präsidenden enthielt. In die logische Ordnung gebracht, welche die japanischen Staatsmänner dem Schriftstück wahrscheinlich absichtlich, um den ausweichenden Charakter der kaiserlichen Entscheidung weniger hervortreten zu lassen, nicht gegeben hatten, lautete sein Inhalt:

„Bei dem vorigen Besuche Ew. Excellenz war der damalige Kaiser krank und inzwischen ist er gestorben. Demnach hat der jetzige Kaiser den Thron bestiegen und ist mit seinen vielen Geschäften noch nicht so weit fertig geworden, daß andere Angelegenheiten gründlich hätten erledigt werden können. Bei seiner Thronbesteigung hat der Kaiser den Fürsten und hohen Beamten seines Reichs

Steger. Japan.

versprochen, daß er die Gesetze beobachten wolle, und er darf also keine Veränderung derselben vornehmen. Aus diesem Grunde hat ein russischer Gesandter, der kürzlich in Nagasaki eingetroffen ist, diesen Ort verlassen müssen, ohne daß ihm eine Antwort auf unstatthafte Wünsche zu Theil geworden wäre.

Auf alle die Gegenstände, welche das von Ev. Excellenz überreichte Schreiben enthält, eine befriedigende Antwort zu geben, wird von den Reichsgesetzen auf die bestimmteste Weise untersagt. Freilich würden wir den Geist der Zeit mißverstehen, wenn wir den alten Gesetzen anhänglich zu sein fortfahren wollten, aber eine gebieterische Nothwendigkeit beherrscht uns.

Wir geben zu, daß die Wünsche Ihrer Regierung in Beziehung auf Steinkohlen, Holz, Lebensmittel, Wasser und die Rettung von Schiffen und deren Bemannung in Fällen der Noth dringlicher Natur sind, und wollen sie vollständig erfüllen. Sind wir über den Hafen unterrichtet, den Ev. Excellenz wählen, so werden wir ihn herrichten, wozu wir muthmaßlich fünf Jahre brauchen.

Da wir hinsichtlich der Steinkohlen ohne Anhalt sind, so wünschen wir nähere Angaben zu erhalten und werden dann Alles thun, was mit unsern Gesetzen nicht in Widerspruch steht. Wie viele Kohlen brauchen Sie und was versteinen Sie unter Lebensmitteln? Damit ein Anfang gemacht werde, können Sie bereits im nächsten japanischen Monat zu Nagasaki Kohlen einnehmen. Was Ihre Schiffe brauchen und was ihnen von Erzeugnissen des Reichs geliefert werden kann, sollen sie erhalten. Die Preise der Waaren und die zulässigen Tauschartikel sollen festgesetzt werden."

Perry ging sogleich auf eine kurze Erörterung dieser Entscheidung ein. Er bemerkte, daß es seinem Vaterlande vor allen Dingen auf einen Vertrag ankomme, der etwa dieselben Bedingungen enthalte wie der, welchen die Vereinigten Staaten mit China abgeschlossen hätten. Dazu sei er da, und hoffentlich erreiche er seinen Zweck auf eine friedliche Weise. Sei das nicht der Fall, so würde seine Regierung eine größere Kriegsflotte schicken. Dann überreichte Perry eine Abschrift des Vertrags mit China und zwei von ihm selbst herrührende Schreiben, in denen er seine auf die unmittelbare Gegenwart gerichteten Forderungen auseinandersetzte und einen Freundschaftsvertrag noch einmal empfahl.

Mit Hinweglassung alles Unwesentlichen sagten diese Schreiben:

„Wir wünschen einen Vertrag gleich dem chinesischen. Die Regierung von China hat aus ihrem Uebereinkommen mit den Vereinigten Staaten wesentliche Vortheile geschöpft. Im letzten Jahre haben die Nordamerikaner in den chinesischen Häfen für 3,600,000 Tael^{*)} Thee und für 3,000,000 Tael^s rohe und verarbeitete Seide gekauft. Fast 30,000 Unterthanen des Kaisers von China haben Amerika besucht, wo man sie freundlich aufgenommen und ihnen gestattet hat, jedes beliebige Geschäft zu treiben. Sie haben Tempel bauen und nach ihrer Art Gottesdienst halten dürfen. Alle haben Geld gesammelt und viele von ihnen sind nach kurzer An-

*) Der Tael oder Tschel ist die chinesische Silberunze von ganz feinem Silber und hat genau einen Werth von zwei preussischen Thalern.

wesenheit mit Summen von 300 — 1000 Taels nach ihrem Vaterland zurückgekehrt. Aehnliche oder dieselben Vortheile würden für Japan entstehen und man könnte unbedenklich mit dem freien Verkehr einen Versuch machen. Gegenwärtig beschäftigen sich fünfshundert große amerikanische Schiffe in den japanischen Gewässern mit dem Walfischfang. Sie leiden oft Noth, weil man ihnen Holz und Wasser verweigert, und die Vereinigten Staaten können die Fortdauer einer Politik, welche von dem Verfahren der ganzen gebildeten Welt abweicht, nicht länger dulden.

Um dem Kaiser einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu geben, hat der Präsident mich geschickt und mir drei unserer prächtigsten Dampfer, deren Amerika große und kleine zu vielen Tausenden besitzt, zur Verfügung gestellt und mich mit Modellen unserer nützlichsten Erfindungen versehen. Es wäre unbegreiflich, wenn Japan nach so vielen Beweisen von gutem Willen die Gelegenheit nicht ergriffe, mit einem Volke, das mit weiser Voraussicht alle Veranlassungen zu künftigen Mißverständnissen entfernt, einen freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen. Immerhin möge man den Vertrag auf eine kürzere Zeit abschließen, damit beide Völker sich überzeugen können, ob ein lebhafterer Verkehr ihnen Nutzen oder Schaden bringe.

Obgleich wir eingesalzenes Fleisch im Ueberfluß haben, wünschen wir doch täglich eine gewisse Menge frisches Fleisch, Gemüse und ähnliche Lebensmittel zu erhalten und werden dafür bezahlen, was man fordert. Wir bedürfen ferner Holz und Wasser und werden sehr dankbar sein, wenn man uns diese Artikel liefert.

Die Gesundheit unserer Offiziere und Matrosen verlangt, daß sie sich an der Küste Bewegung machen. Bis jetzt habe ich aus Achtung vor den japanischen Gesetzen Jedermann, den seine Pflicht dorthin nicht führte, verboten, das Ufer zu betreten, aber ich bin überzeugt, daß sich Einrichtungen treffen lassen, welche meinen Leuten eine gewisse Verbindung mit der Küste gestatten.

Der kaiserlichen Regierung werden Nachzeichnungen der Karten, welche meine Offiziere aufgenommen haben, überreicht werden. Um unsere Aufnahmen ganz sicher zu machen, ist die Errichtung von Meßstangen erforderlich, und ich hoffe, daß meine Offiziere bei diesem Geschäft keine Belästigungen erfahren werden.“

Zwei Tage vor der Zusammenkunft war einer der Schiffsführer gestorben. Um ihm ein anständiges Begräbniß verschaffen zu können, hat Perry um Ueberlassung eines Grundstücks, das zum Kirchhof eingerichtet werden sollte. Dieser Antrag schien die Bevollmächtigten in Verlegenheit zu setzen und sie zogen sich in ein Nebenzimmer zurück, um allein zu berathen. Während ihrer Abwesenheit wurden den Amerikanern Erfrischungen vorgesetzt, verschiedene Suppen, Fische, Kuchen, Früchte und Saki. Perry nahm die Bewirthung an, bemerkte aber, daß es den amerikanischen Gebräuchen mehr entsprechen würde, wenn die Wirthe sich mit den Gästen zu Tische setzten. Sogleich kehrten der zweite und dritte Bevollmächtigte zurück, um am Mahle Theil zu nehmen. Der eine füllte eine Schale

bis zum Rande mit Saki, trank sie mit einem Zuge aus und kehrte sie um, damit die Amerikaner sähen, daß er keinen Tropfen darin gelassen habe.

Nach dem Essen erhielt Perry Antwort auf seine Bitte. Man sagte ihm, daß ein Tempel in Nagasaki als Begräbnißplatz für Fremde angewiesen sei. Perry möge daher die Leiche nach Uruga schiften, von wo eine japanische Dschunke sie in der angemessenen Jahreszeit abholen werde. Der Commodore antwortete, jedes Volk gewähre fremden Todten eine letzte Ruhestätte; gebe es auf dem festen Lande keinen passenden Platz, so werde er den Verstorbenen auf einer nahen kleinen Insel begraben. Das schien den Japanern aus irgend einem unbekanntem

Grunde das Unangenehmste von Allem zu sein und sie versprachen in der Nähe von Yokohama einen Platz anzuweisen.

Die übrigen Amerikaner waren in der Vorhalle bewirthet worden und hatten sich bei den ungeschickten Versuchen der Japaner, ihre Bildnisse zu zeichnen, köstlich unterhalten. Als Perry sich von den Bevollmächtigten verabschiedete, schlossen sie sich ihm an, und der Zug zu den Schiffen bildete sich wieder so, wie er gekommen war.

In den Frühstunden des nächsten Tags kam ein Beamter an Bord, um dem Leichenzuge das Geleit zu geben und ein neugieriges Zudrängen der Einwohner zu verhüten. Der Schiffskaplan Jones ging mit ans Land, und die japanischen Behörden



Buddhistischer Begräbnißplatz.

empfangen ihn mit einer Achtung, die sehr gegen den angeblichen Haß sprach, mit dem die Japaner das Christenthum betrachten sollen. In dem nahen Dorfe, dessen Gassen man durchschreiten mußte, traten die Einwohner vor die Thüren und blickten mit Theilnahme auf die neue Scene. Alle benahmten sich so anständig, als ob ein Mann ihres Volks bestattet werde. Der Begräbnißplatz, den die nebenstehende Abbildung darstellt, lag in der Nähe eines Kirchhofs. Hier hatte sich ein buddhistischer Priester eingestellt. Dieser Mann — unsere nächste Abbildung stellt ihn dar — setzte sich, als Jones die Gebete der anglikanischen Kirche zu lesen anfing, auf eine Matte vor einen Altar, auf dem Weihrauch brannte und verschiedene Gegenstände, ein Gefäß mit Saki, etwas Reis, ein Gong und Papiersfreifen, lagen.

Als die amerikanische Trauerfeier beendet war, schlug er sein Gong, zählte eifrig die hölzernen und gläsernen Kugeln seines Rosenkranzes und erhielt den Weihrauch im Glöhen.

In den nächsten Tagen fanden noch mehrere Verhandlungen statt, bei denen aber weder Perry noch die kaiserlichen Bevollmächtigten, sondern Adams und japanische Beamte von untergeordnetem Range thätig waren. Die Amerikaner kamen dabei ihren Zwecken etwas näher, wenn die Japaner auch Schwierigkeiten über Schwierigkeiten machten und mit ihren Zugeständnissen so lange wie möglich zögerten. Dem Commodore und seinen Offizieren wurde gestattet, an die Küste zu gehen, wo sie ihre Spaziergänge bis auf die Entfernung von einer Meile ausdehnen durften. Lebensmittel aller Art wurden täglich geliefert und von den Amerikanern mit Geld nach dem Gewicht bezahlt. Dagegen wurde Perry's Wunsch, daß man ihm die Häfen, welche dem Handel geöffnet werden sollten, näher bezeichnen möge, nicht erfüllt. Die Japaner entschuldigten sich damit, daß die Sache so neu, ihren Gesetzen so widersprechend sei und der reiflichsten Erwägung bedürfe. Als er ihnen sagen ließ, daß er, von den bisherigen Ergebnissen seiner Sendung nicht befriedigt, auf einem Vertrage bestehe und in der nächsten Woche ein Schiff abgehen lassen werde, um Bericht an den Präsidenten zu erstatten, wurden die Japaner ängstlich und fragten: „Die Amerikaner sind doch unsere Freunde noch?“ „Gewiß“, lautete die Antwort, welche sie sichtlich beruhigte.

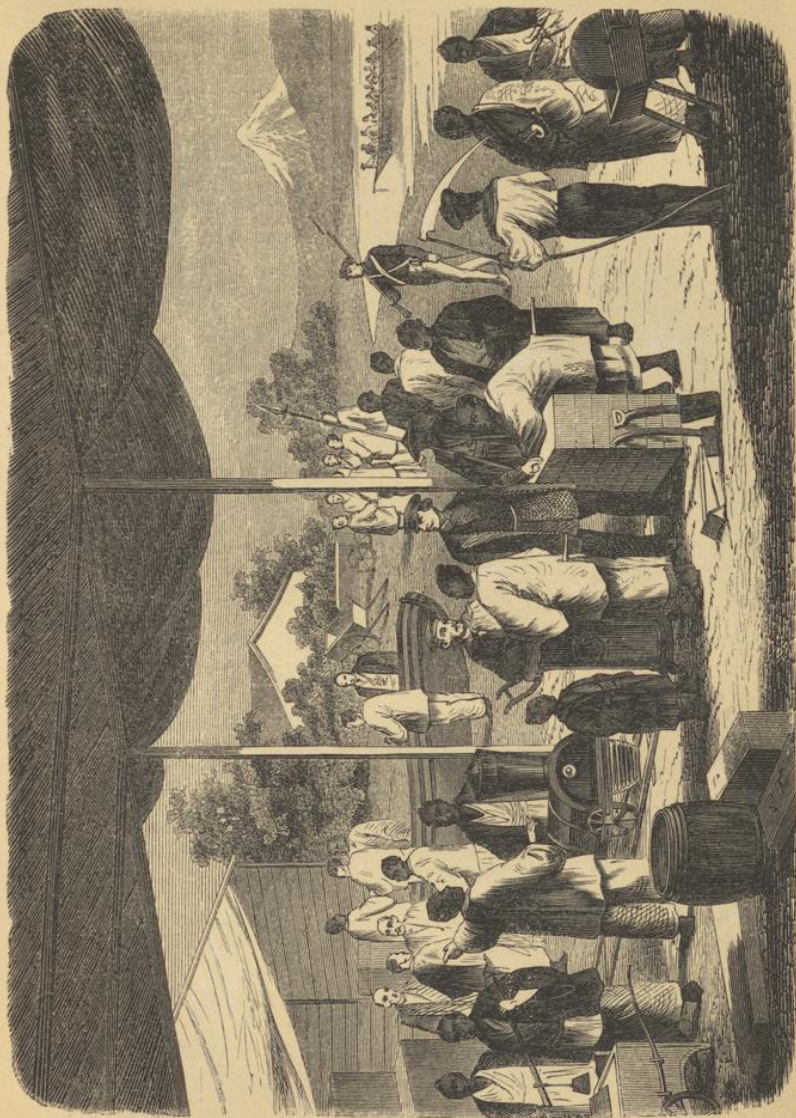


Japanischer Daimyo.

Am 13. März wurden die für den Kaiser, die Bevollmächtigten und andere Beamte bestimmten Geschenke überreicht. Auf diese Ceremonie bezieht sich das beigegebene Tonbild. Es waren ihrer so viele und einige hatten einen solchen Umfang, daß man mehrere der größten Boote brauchte, um sie an die Küste zu schaffen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die amerikanische Regierung die meisten dieser Gegenstände von den Erfindern oder Verfertigern geschenkt erhalten hatte, so daß sie wenig hinzuzufügen brauchte. Für den Kaiser hatte man besonders solche Sachen gewählt, welche die Kulturweise und den Bildungsstandpunkt des Westens bezeichneten. Man gab der japanischen Majestät eine Eisenbahn mit einer Dampfmaschine, einen elektrischen Telegraphen, eine Druckerpresse, ein Rettungsboot, eine Lorgnette, verschiedene Bücher, darunter Audubon's berühmte Werke über die Vierfüßer und die Vögel Amerikas, Abbildungen der in den Vereinigten Staaten lebenden Indianerstämme, geographische Karten aller Unionsstaaten, Ackerbaugeräthe mit den neuesten Verbesserungen, ein ganzes Stück Tuch, einen Ballen Baumwolle, einen Ofen, Büchsen, Pistolen und Säbel, endlich geistige Getränke aller Art, namentlich Champagner und nordamerikanischen Whiskey. Die Kaiserin erhielt ein Fernrohr, eine Lorgnette in einem vergoldeten Gehäuse, einen vergoldeten Toilettentisch mit allem Zubehör, eine rothe Sammetkleidung, ein schillerndes geblühtes Seidenkleid, einen prachtvollen Mantel, Audubon's Werke mit Stahlstichen, ein vollständiges Porzellangefäß, eine Sanduhr, einen Ofen für ihr Empfangszimmer, eine Kiste mit den besten Weinen, ein Pommadentäschchen, Seifen der verschiedensten Art und Farbe. Den Beamten wurden je nach ihrem Range Bücher, Flinten, Pistolen, Degen, Kleidungsstücke, Landkarten, Dosen, Uhren und Weine und Branntweine von allen Gattungen eingehändigt. Die Güte der Getränke stellten die Beschenkten unverzüglich auf die Probe und gaben ihre volle Zufriedenheit zu erkennen.

Diese Geschenke wurden in ein Gebäude gebracht, welches ausdrücklich für sie gebaut worden war. Bei der Zusammensetzung der Maschinen wurde der Raum nie von Japanern leer, welche Hülfe leisteten, so viel sie konnten. Der Telegraph war das Wunder, das sie am meisten anstaunten. Man hatte die Drähte zu einem eine Viertelmeile entfernten Hause geführt und begann sogleich in englischer, holländischer und japanischer Sprache zu telegraphiren. Die Japaner sahen mit einem Erstaunen, das fast dem Schrecken gleichkam, wie blitzschnell die Mittheilungen hin und her gingen und wurden nicht müde, das Arbeiten der Maschine in nächster Nähe zu beobachten.

Nächst dem Telegraphen fand die Eisenbahn die meisten Bewunderer. Die Schienen wurden im Kreise gelegt und die Zwerglokomotive, ein meisterhaft ausgeführtes Modell, brauste mit einer Schnelligkeit von fünf Meilen in der Stunde auf ihnen herum. Der angehängte Personenwagen, ebenfalls ein Muster amerikanischer Arbeit, war so winzig, daß höchstens ein sechsjähriges Kind in ihm Platz hatte. Die japanischen Beamten wollten sich aber den Genuß einer Eisenbahnfahrt nicht versagen und einer nach dem andern kletterte auf das Dach des Wagens.



Uebergabe der mexicanischen Geschenke in Holiuhama.

Steuer. Die Winterreise.

Ein we
wird
oder
Sch
D
bigen
unter
widmen
Stiel,
Wit
Nijer
zugen
der Lie
sehen
im die
besende
teten,
denn ge
Das le
Geh
oder
der
Nach
Viel
in J

füße
tracht
ihn mi
einen
Kni
Sch

Schwe
Fremd
unter
sie sich
sie ab
war.

in ve
gegan
Aug

Ein wohlgenährter Würdenträger, mit flatternden Gewändern im Kreise umherwirbelnd, bot, wie er sich an die Ränder des Dachs anklammerte, bei jedem Ruck oder Stoß in die Höhe flog und trotz seiner Angst vergnügt lachte, das komischste Schauspiel von der Welt dar.

Die japanische Neugier war jetzt in vollem Zuge und ließ sich nicht mehr bändigen. Jeder Amerikaner, der sich auf dem Lande zeigte, wurde umringt und genau untersucht. Ein Schneider kann der neuesten Mode keine größere Aufmerksamkeit widmen, als den Kleidungsstücken der Amerikaner zu Theil wurde. Die Mützen, Stiefel, Fracks und Säbel der Offiziere, die Jacken und weiten Beinkleider der Matrosen wurden genau gemustert und befühlt. Jeden Augenblick fühlte ein Offizier eine Hand am Kragen, die sich von der Beschaffenheit seiner Lizen überzeugen wollte, oder ein Matrose mußte einen Japaner gewähren lassen, der in der Tiefe seiner Taschen wühlte. Wenn die Beamten eines der Schiffe besuchten, sahen sie sich in allen Winkeln um, blickten in die Mündung der Geschütze, prüften die Taue, untersuchten die Gewehre, maßen die Länge der Boote und waren besonders aus dem Maschinenraume, wo sie jede Bewegung der Arbeiter beobachteten, kaum wegzubringen. Mit dem bloßen Sehen begnügten sie sich nicht, sondern zogen Papier, Dinte und Haarpinsel hervor und schrieben und zeichneten. Das letztere thaten sie besonders gern, und man merkte ihnen an, daß sie auf ihre Geschicklichkeit in dieser Kunst stolz seien. Sie zeichneten übrigens abscheulich, aber freilich war auch kein Künstler von Fach unter ihnen. Die Zeichenübungen der Japaner, mit denen man bis jetzt bekannt geworden war, schienen aus dem Nachahmungstrieb hervorzugehen, der ihnen und den Chinesen gemeinsam ist. Vielleicht verschafft dieser Trieb der fremden Bildung einen schnellern Eingang in Japan.

Alle Japaner suchten sich in den Besitz von Theilen amerikanischer Kleidungsstücke zu setzen. Am besten gefielen ihnen die Knöpfe der Fremden und nach diesen trachteten sie am meisten. Erlangte einer von ihnen einen Knopf, so verwahrte er ihn mit einer Wichtigkeit, als ob er den größten Werth hätte. Diese Vorliebe für einen so geringfügigen Gegenstand ist um so auffallender, als man in Japan von Knöpfen kaum einen Gebrauch machen kann, indem die Kleidungsstücke mit Schnüren und Bändern am Körper befestigt werden.

So neugierig die Japaner nach amerikanischen Verhältnissen forschten, so schweigsam waren sie über ihre eignen Zustände. Ihre Gesetze verbieten ihnen, Fremde über ihr Vaterland und seine Einrichtungen, Sitten und Gebräuche zu unterrichten. Sie würden in dieser Beziehung gesprächiger gewesen sein, wenn sie sich nicht vor ihren Aufpassern hätten fürchten müssen. Dieselbe Furcht hielt sie ab, sich mit den Amerikanern noch inniger zu befreunden, als bereits der Fall war. Neigung dazu hatten sie offenbar.

Eines Tags ließ sich ein japanischer Beamter an Bord rudern und meldete in voller Bestürzung, ein amerikanischer Offizier sei durch die Stadt Kanagawa gegangen und wandere schnellen Schritts auf Jeddo zu. Perry zögerte keinen Augenblick, durch Flaggen und Stückschiffe Zeichen zu geben, daß Jedermann zu

den Schiffen zurückzukehren habe, und händigte dem Boten einen schriftlichen Befehl gleichen Inhalts ein. Der Schuldige war der Schiffskaplan Wittlinger. Die Japaner konnten ihn leicht für einen Offizier halten, da der geistliche Herr ein Schwert um seine Lenden gegürtet hatte. Er hatte ihnen Anstoß genug gegeben. In Kanagawa war er in einen Laden getreten, hatte nach japanischem Gelde gefragt, eine Wage ergriffen, das erhaltene Gold, Silber und Kupfer gegen amerikanische Münzen abgewogen und mit der Hand am Säbel einen Tausch extort. Er hatte dabei kein schlechtes Geschäft gemacht, da er für sechs Goldstücke, sechs Silbermünzen und eben so viele Kupfermünzen bloß drei und einen halben Dollar (4 Thaler 23½ Sgr.) gegeben hatte. Dann war er in der Richtung auf Jeddo weiter gegangen und hatte jeden Versuch, ihn aufzuhalten, mit drohenden Geberden und geschwungenem Säbel abgewiesen. Endlich, erzählten die Japaner, kam er an einen tiefen Fluß, wo es eine Fähre gab. Die Fährleute, die auf dem andern Ufer waren, achteten seiner Drohungen nicht, und er war eben im Begriff, bei einer Furt durch den Fluß zu waten, als Perry's Befehl ihn zur Umkehr nöthigte.

Den Japanern macht es alle Ehre, daß sie sein unverschämtes Betragen entschuldigten. „Er hat das Schwert gezogen“, sagten sie, „aber nicht um Jemand zu verletzen, sondern zu seiner Unterhaltung.“

